

Die Fliege im Gloria

Es war ein schwüler Sommersonntag. Menschen hatten sich aufgemacht, um die Messe zu besuchen. Was vor fünfzig Jahren noch weithin selbstverständlich war, ist heute schon bemerkenswert: eine volle Kirche, eine fröhliche Stimmung, Kinder, Jugendliche, Alte. Und das als Katholik, in einer Zeit, in der man sich auch anders entscheiden könnte.

Der Priester schwitzte. Die Kirche war warm. Die Texte waren gut gesetzt, gut durchdacht, verbindlich und alltagsnah. Sie trugen etwas in sich, das ich in diesen Tagen häufiger wahrnehme: Institution und Umbruch zugleich. Nicht das eine gegen das andere, sondern beides miteinander. Eine Sondersituation in einem Bildungshaus, gewiss. Und doch auch ein Impuls für die Seelsorge vor Ort. Sogar ein Radfahrer hatte sich in die Gemeinschaft verirrt, der eigentlich als Tagestourist den nahen Wald genießen wollte.

Weihrauch. Rituale. Bibel. Abläufe, im Chor gesprochene Worte, durch Jahrhunderte hindurch fast unverändert. Und zwischen allem: die Fliege.

Zuerst war sie kaum sichtbar. Sie saß auf der Stirn eines Gottesdienstbesuchers und wurde nur halb bewusst verschleudert. Dann landete sie auf der Hand des Priesters, als dieser die Arme segnend ausbreitete. Plötzlich sammelten sich zahlreiche Blicke auf einem kleinen Chitinkörper mit sechs schwarzen Beinen. Wenig später setzte sich eine zweite Fliege auf seine Schläfe. Die kleinen Tiere provozierten einzelne nicht-liturgische Bewegungen des Zelebranten. Doch nachhaltig war das nicht. Sie kamen wieder.

Ich staunte über die Ausgeglichenheit des Priesters. Mit welcher Seelenruhe, oder wenigstens mit welchem Anschein von Seelenruhe, er die kleinen Plagegeister ertrug. In die erhabene Atmosphäre uralter menschlicher Kultur mischten sich diese ungebetenen Gäste wirksam und fast unschlagbar ein.

Mancher in der Kirche mochte sich fragen, was sie anzog: süßes Blut, Parfüm, Schweiß oder schlicht das Kohlendioxid, das wir beim Reden, Singen und Atmen ausstoßen. Quer zu allen gewollten und ungewollten Dimensionen des Gottesdienstes zog sich plötzlich eine ungeahnte Schöpfungsdimension: Darf ich eine Stechfliege in der Kirche töten? Und wenn das moralisch eher unbedenklich sein sollte, wäre es gesellschaftlich vielleicht doch heikel? Was werden die anwesenden Kinder von mir denken?

Die Welt der Fliege ist nicht so heilig und moralisch, wie der gottesdienstliche Rahmen es nahelegt. Für schattenfreie Hoffnung ist in ihrer Welt kein Platz. Tod ist für sie nicht Ewigkeit, sondern Aas und Verwesung. Der Schwarm kennt keine Fürsorgeinstitutionen, keine Barmherzigkeit, keine Nächstenliebe, keine Vergebung, keine Fürbitte und keinen Segen. Aber er lässt sich auch nicht einfach durch Weihrauch vertreiben. Jedenfalls nicht dauerhaft.

Ausgerechnet an diesem schönen Tag brachte sich die Fliege in Erinnerung. *Morituri te salutant* mitten im Gloria.

Vielleicht hätte Jean-Paul Sartre an dieser Stelle gelächelt. Nicht spöttisch, sondern aufmerksam. Denn die Fliege zerstört für einen Augenblick die Versuchung, den Gottesdienst als geschlossene, perfekte Welt zu betrachten. Sie widersetzt sich der Inszenierung. Sie macht aus der Liturgie wieder eine Situation. Der Priester ist nicht nur Träger eines Amtes. Er ist ein Mensch mit Schweiß auf der

Haut und einer Fliege auf der Hand. Er muss sich verhalten. Er muss nicht nur sprechen, sondern auch aushalten.

Sartres „Fliegen“ sind keine harmlosen Tiere. Sie gehören zu einer Welt der Schuld, der Verwesung und der niederhaltenden Mächte. In seiner antiken Stadt Argos sitzen sie auf einer Gesellschaft, die ihre Vergangenheit nicht verarbeitet hat, sondern in Schuld und Bußgesten festhält. Die Fliegen sind klein, lästig, schmutznah und massenhaft. Gerade deshalb sind sie so wirksam. Sie sind kein großer Drache, kein edles Untier, kein majestätisches Symbol. Sie sind das Kleine, Gemeine, Dauernde. Das, was man nicht ernst nehmen möchte und doch nicht loswird.

Auch unsere Gegenwart kennt solche Fliegen. Verwesungsgerüche in der Gesellschaft. Recht frische Verwesungsgerüche sogar. Unbearbeitete Schuld. Nicht gelöste Gewalt. Missbrauch. Machtmissbrauch. Sprachverwahrlosung. Verachtung. Schwärme, die in Wahllokale einfallen, nicht als Insekten, sondern als Stimmungen, Ressentiments, Rechthabereien und kollektive Beschämungsenergien. Sie lassen sich nicht durch ein wenig Fuchteln vertreiben. Und manchmal geben sie vor, nur dort zu sein, weil ohnehin alles schon verfault sei.

Albert Camus hätte vermutlich anders gefragt. Ihn hätte nicht zuerst die Freiheit des Einzelnen interessiert, der sich aus einer Schuldordnung löst. Ihn hätte die Grenze beschäftigt. Wann wird berechtigte Revolte maßlos? Wann opfert ein Ideal die Würde konkreter Menschen? Warum muss der Fortschritt stets recht haben, während er gleichzeitig manchen den Zugang zum Recht erschwert? Warum werden immer wieder Menschen auf dem Altar einer besseren Zukunft geopfert?

Camus hätte die Fliege nicht einfach gegen die Messe ausgespielt. Er hätte wohl gefragt: Warum sind diese Menschen trotzdem hier? Warum stehen sie auf, fahren los, setzen sich in eine warme Kirche, sprechen gemeinsam, singen gemeinsam, hören zu? Warum suchen sie nicht nur ein Erlebnis, sondern ein Zusammensein? Warum halten sie an einer Hoffnung fest, die durch die Fliege nicht widerlegt, sondern lediglich vor Sentimentalität geschützt wird?

Denn die Fliege hat recht, aber nicht ganz.

Sie erinnert an Aas, Staub und Verwesung. Sie spricht die Sprache der Endlichkeit. Sie sagt: Auch dieser Körper wird vergehen. Auch dieser Priester, diese Gemeinde, dieser Autor, diese Kinder, diese Institutionen, diese Aufbrüche sind nicht unsterblich. Staub bist du und zum Staub kehrst du zurück. Das ist Fliegensprache. Und sie ist, merkwürdigerweise, ganz christlich.

Aber die christliche Sprache bleibt dort nicht stehen. Sie verschweigt den Staub nicht. Sie hebt ihn auch nicht billig auf. Sie stellt ihm eine andere Hoffnung entgegen, die nur dann glaubwürdig ist, wenn sie den Staub kennt. Eine Hoffnung, die nicht über der Wirklichkeit schwebt, sondern durch sie hindurchgeht.

Der Tag wurde schön, weil sich später viele unten im kühlen Keller zu einem Getränk trafen. Vielleicht lag genau dort das Eigentliche. Nicht im perfekten Ritual. Nicht in einer makellosen Feier. Sondern darin, dass Menschen gelernt haben, ihr Zusammensein nicht nur zu konsumieren, weil es sich dann irgendwann verbraucht. Und dass andere gelernt haben, dass die Zeit des Herrschens und der sozialen Kontrolle vorbei ist, weil die Institution ihrer Herrschaft erodiert.

Einige aus diesen unterschiedlichen Gruppen setzen tastend den Anfang einer neuen Zeit. Es wird gemeinsam gesprochen, gearbeitet und gefeiert. Die Hierarchie hat sich vorsichtig geöffnet. Verwaltung wird dienstbar. Geld wäscht nicht nur Gewissen rein, sondern wird in eine offene Zukunft investiert. Doch gerade diese Zukunft ist beängstigend offen.

Menschen sind aufgebrochen. Sie haben sich nicht damit abgefunden, dass Religion und Vernunft angeblich nicht miteinander können. Sie haben sich nicht damit abgefunden, dass Kirche keine Zukunft mehr haben soll, weil sie ihren Kredit durch Missbrauchsfälle, Machtverhärtung und das Festhalten an überkommenen Strukturen endgültig verspielt habe. Diese Menschen laufen nicht alle in dieselbe Richtung. Sie sind Suchende. Unterschiedlich. Manchmal irritierend. Auch mir fremd.

Und gerade das gehört dazu.

Vielleicht ist das der Punkt, an dem Sartre, Camus und ein christlicher Gottesdienst sich für einen Augenblick berühren. Sartre erinnert daran, dass Freiheit nicht aus Ausreden entsteht. Camus erinnert daran, dass Revolte das Maß nicht verlieren darf. Der Gottesdienst erinnert daran, dass Hoffnung nicht dort beginnt, wo die Fliegen verschwunden sind, sondern dort, wo Menschen trotz der Fliegen zusammenbleiben, sprechen, singen, trinken, arbeiten und neu anfangen.

Die Fliege im Gottesdienst erinnerte mich daran, dass ich selbst alt werde. Ich bin nicht mehr der, der jeden neuen Anfang mit derselben Entschlossenheit und Offenheit mitgehen kann wie damals die eigenen Anfänge. Manche neuen Formen befremden mich. Manche Wege werde ich nicht mehr bis zum Ende mitgehen.

Aber sie machen mir Hoffnung.

Vielleicht gerade deshalb. Denn nicht jeder Anfang muss mein Anfang sein. Es genügt manchmal, ihn zu sehen, ihn nicht zu stören, ihn nicht zu verurteilen und sich von einer Fliege daran erinnern zu lassen, dass wir endlich sind.

Und dass trotzdem etwas beginnen kann.